

**Zeitschrift:** Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires  
**Herausgeber:** Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde  
**Band:** 87 (1991)  
**Heft:** 1-2

**Artikel:** Tradition und Modernisierung  
**Autor:** Bausinger, Hermann  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-117759>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 14.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Tradition und Modernisierung\*

Von *Hermann Bausinger*

Ein Flughafen im südlichen Europa. Vor dem langgestreckten Gebäude fahren Busse und Taxis vor; Touristen stellen ihre Gepäckstücke zusammen, Geschäftsleute mit Aktenkoffern hasten zum Eingang, schauen auf die grosse Tafel, auf der sich gerade die Anzeige verschiebt: London abflugbereit, München verspätet, einchecken für Tokio und Stockholm. In der Halle ein Gewirr von Stimmen und Sprachen, Menschen von überall her, aber zuhause in dieser internationalen, modernen Welt des grossen Verkehrs. Das einzige, das in dieser Umgebung exotisch wirkt, ist eine kleine Gruppe, eine Familie vielleicht, unmittelbar neben den Treppenstufen zum Haupteingang – Einheimische aus der Umgebung, in grellbunten Trachten, die den Reisenden Früchte, gestickte Tücher und kleine Schnitzereien anbieten.

Ich beginne mit diesem Bild, damit dieses Referat nicht allzu schnell in die sauerstoffärmeren Regionen abstrakter Begriffsklärungen gerät, die es allerdings nicht meiden kann; aber auch deshalb, weil sich daran zeigen lässt, wie ein scheinbar ganz einfacher Sachverhalt bei näherem Zusehen schwieriger und mehrdeutiger wird. Da ist ein kleiner bunter Fleck überlieferter regionaler Kultur inmitten des ausgleichenden, kalten Graus des internationalen Betriebs – eine Nische der Tradition inmitten einer modernisierten Szenerie. Aber ist dies nicht möglicherweise die falsche Perspektive? Ist nicht umgekehrt der ganze Flughafen nur eine Insel der Modernität in einer noch weitaus traditionell bestimmten Gesellschaft und Kultur? Jedenfalls scheint Tradition hier im Windschatten der Moderne zu blühen. Aber welche Art Tradition? Ist das regionale Kostüm, das die Leute tragen, nicht wirklich eine Kostümierung, eine Verkleidung, ein Stück implizierter Verkaufswerbung? Und ist diese Tradition nicht angewiesen auf ein Echo – auch auf ein finanziell fassbares Echo – des nichttraditionellen Gegenparts, also der Flugreisenden aus dem Ausland? Es besteht offensichtlich ein Zusammenhang, eine Interdependenz, die sich nicht auf einen einzelnen Generalnenner festlegen lässt.

Die Frage nach diesem Zusammenhang ist relativ neu. Als blosser Formulierung eines Gegensatzes ist das Thema alt. Tradition und Mo-

---

\* Dem Beitrag liegt das Eröffnungsreferat zum gleichnamigen Kongress der SIEF vom 19. bis 23. Juni 1990 in Bergen (Norwegen) zugrunde.

dernisierung – auf den ersten Blick sieht das aus wie ein klares Kontrastprogramm, und die Feststellung ist nicht falsch, dass unsere Wissenschaft im Zeichen dieses Kontrastprogramms ihren Anfang genommen hat. Gewiss, den Begriff der Modernisierung gab es noch nicht; aber die Entdeckung der Volkskultur hing doch aufs engste zusammen mit den Prozessen, die später unter diesen Begriff zusammengefasst wurden. Die einsetzende Industrialisierung lenkte den Blick auf die vorindustriellen Formen der Kultur; die Urbanisierung liess die Eigenheiten der ländlichen Welt hervortreten; in einer Zeit zunehmender Alphabetisierung und der Ausbreitung der Schriftkultur kristallisierte sich die Bedeutung der mündlichen Überlieferung heraus; und der einsetzende raschere Wechsel der äusseren und inneren Lebensbedingungen gab dem vorausgegangenen Gleichmass der Entwicklung eine besondere Würde: Tradition contra Modernisierung.

Die Volkskundler – die Ethnologen und Folkloristen, die sich vor allem auf die Kultur ihres eigenen Landes konzentrierten – sahen nicht nur die Aufgabe, einen vom Untergang bedrohten Teil der historischen Kultur festzuhalten; sie plädierten damit auch für eine bewährte, bessere Lebensform. Sie ergriffen Partei, und gerade für die Anfänge dieser Wissenschaft gilt quer durch alle Länder, dass sie selbst bei grösster Spezialisierung einen umfassenden Entwurf des Ganzen, eben der traditionellen Kultur, vor Augen hatte. Auch dort, wo mit philologischem Eifer um Details der Überlieferung gestritten wurde, war dieses Ganze gegenwärtig: die lange Phase einer stetigen, natürlichen Entfaltung (der Begriff der Naturpoesie ist in diesem Zusammenhang bezeichnend), die der hektischen Phase rascher Veränderungen gegenübergestellt wurde.

Man hat diese Einstellung später teils als falsche Romantik belächelt, teils heftig kritisiert. Die Kritik war unter mehreren Aspekten berechtigt. Von der Traditionskultur war ein idealisiertes Bild gezeichnet worden, das die tatsächlichen Mühen und Spannungen im Leben der unteren Sozialschichten nicht genügend erkennen liess. Das Bild war oft aufs Ästhetische konzentriert und ignorierte die realen Lebensbedingungen. Zudem wurde die Vorstellung von der gesunden Traditionskultur oft genug ideologisch aufgepumpt: Was in Wirklichkeit durch einen engen lokalen oder regionalen Horizont charakterisiert war, wurde zum nationalen Volksgut gemacht. Gerade für die Nationen, die am entschiedensten den wirtschaftlichen Fortschritt und die Vermehrung politischer Macht ansteuerten, wurde die Tradition zum Widerlager der Modernisierung – ruhendes Gebilde, das die Dynamik der Veränderungen auffangen sollte.

Es hängt sicher mit dieser Funktion für den und im Modernisierungsprozess zusammen, dass Tradition und die traditionelle Kultur statischer aufgefasst wurden, als sie in Wirklichkeit waren. Fast ein Jahrhundert lang war die Untersuchung von Traditionen gleichbedeutend mit der Suche nach Altertümern, antiquities, und der Fund einzelner Altertümer galt als Beweis zeitloser Traditionen. Man rechnete mit einer ungeheuren Konstanz der Tradition, und man suchte die Begründung dafür nicht etwa wie in späteren Debatten um die *longue durée* in gleichbleibenden sozioökonomischen Basisbedingungen und Interessenlagen, sondern im Wesen der Tradition selbst. Die volkstümlichen Traditionen wurden entweder auf eine mythische Vorvergangenheit zurückgeführt, oder es wurden jedenfalls erstaunliche Kontinuitäten unterstellt. Etwas vergrößert kann man sagen, dass die historische Volkskunde bis weit in unser Jahrhundert hinein vor allem damit befasst war, Traditionen auf dünnen und oft sehr lückenhaften Spuren möglichst weit zurückzuverfolgen, und dass sie es in jüngerer Zeit vor allem damit zu tun hat, diese scheinbaren Kontinuitäten in Frage zu stellen und jüngere Ursprünge zu postulieren.

Dass Tradition im schnellen Rhythmus der Modernisierung zum Gegenbild und Gegenpol wurde, wirkte sich aber auch auf die Auffassung von der inneren Konsistenz und Substanz der Traditionen aus. Tradition galt nicht nur als langlebig, sondern auch als unveränderlich – obwohl sich diese beiden Qualifizierungen widersprechen: nur Prozesse der Anpassung und Veränderung konnten ja doch Traditionen über längere Zeiträume erhalten; ohne die Möglichkeit der Variation und Anpassung wären sie zerbrochen. Die Fixierung der Traditionen war zunächst eine Annahme der Wissenschaft; aber sie wirkte zurück auf das Leben und die Entwicklung – besser: die Nichtentwicklung der Traditionen. Die Märchen hatten sich lange dem Kostüm der jeweiligen Zeit angepasst; nach den Brüdern Grimm und den anderen grossen Sammlern galt eine solche Anpassung nur noch als destruktive Geschmacklosigkeit. Und auch Bräuche, die bei aller Beharrung früher immer wieder einmal modifiziert worden waren, wurden festgestellt im doppelten Wortsinn: Sie wurden registriert, und sie wurden damit gleichzeitig auch in der einmal gewonnenen Gestalt fixiert.

Versteht man unter Tradition die bewusste Pflege der in ihrer historischen Gestalt festgehaltenen Überlieferung, dann lässt sich geradezu sagen, dass Tradition ein Produkt der Modernisierung ist. Pointiert gesagt: Die traditionelle Gesellschaft kannte keine Tradition. Vorsichtiger und etwas präziser ausgedrückt: Der Wert der Tradition als Tradition spielte eine sehr viel geringere Rolle. Wenn etwas – ein Brauch, eine Er-

zählung, eine Kommunikationsform, ein Gerät, ein Symbol – über einen längeren Zeitraum hinweg beibehalten wurde, dann deshalb, weil sich das Bedürfnisgefüge nicht verschoben hatte und weil sich in vielen Fällen keine Alternativen anboten, und nicht primär deshalb, weil in der Konservierung an sich ein besonderer Wert gesehen worden wäre. Tradition war, wiederum zugespitzt gesagt, in vormoderner Zeit in erster Linie eine Form und Begleiterscheinung von Routine – erst die Modernisierung macht sie zu einem Wert an sich und einem Gegenstand der Wahl.

Als kulturelle Selbstverständlichkeiten werden die Traditionen durch Mechanismen der Modernisierung in Frage gestellt. Die festen Horizonte, die vorher über längere Zeiträume hinweg ein relativ einheitliches und gleichbleibendes Verhalten garantierten, brechen auf. Die wachsende Mobilität bringt andere Verhaltensweisen in Reichweite, die entstehende soziale Komplexität stellt eindeutige Gruppenzugehörigkeiten in Frage, und das Neue, vorher nicht vorhanden Gewesene wird zu einem Wert an sich. Es entstehen neue, uneinheitliche und zum Teil widersprüchliche Verhaltensweisen und Lebensformen, und es entstehen aus dieser Uneinheitlichkeit erhebliche Irritationen.

Italo Calvino erzählt in einer kleinen Geschichte von einem freundlichen und diskreten Herrn, der an einem einsamen Strand spazieren geht, vereinzelt auf Badende trifft und schliesslich auch an einer jungen Frau vorbeikommt, die mit entblösstem Oberkörper im Sand liegt und sich sonnt. Der Mann schaut ins Leere, überlegt aber dann, dass dieses demonstrative Nichthinsehen möglicherweise so wirken könnte, als entrüste er sich über die junge Frau. Auf dem Rückweg blickt er in die Landschaft, blickt auch auf die Frau, als wäre sie ein Stück der Natur, und geht weiter. Aber, denkt er sich, ist diese Gleichgültigkeit im Hinsehen nicht auch ein Stück männlicher Arroganz? Er dreht sich um, und als er wieder die Liegende passiert, lässt er seinen Blick auf der Frau ruhen, wohlgefällig, aber ohne Herausforderung und nur einen raschen Moment. Aber erneut überfallen ihn Zweifel – Zweifel, ob diese nur momentane Zuwendung nicht den Eindruck erweckt haben könnte, er verbinde mit dem Geschauten sündige Gedanken und wende sich deshalb ab – er entscheidet sich, auf dem Rückweg die Frau ohne Scheu voll ins Auge zu fassen. Die Frau freilich, als sie ihn kommen sieht, ergreift verärgert die Flucht.

Es wäre sicher problematisch, diesen Fall einem der geläufigen volkskundlichen Schubfächer wie Sitte und Brauch, Aberglauben, Volkstracht oder Volksnahrung zuzuordnen – aber er zeigt exemplarisch, was der Verlust kultureller Selbstverständlichkeiten bedeutet. Gewiss,

das Problem entsteht hier nicht zuletzt dadurch, dass sich der Herr mit einer relativ neuen, nichttraditionellen Verhaltensweise auseinandersetzen muss. Aber was hier besonders deutlich wird, tritt in etwas moderaterer Form auch in vielen traditionellen Feldern auf. Nehmen wir das Beispiel des Kindergeburtstags, dem vor einigen Jahren eine grosse Berliner Ausstellung gewidmet war. Es handelt sich um keine sehr alte Tradition; aber innerhalb von einigen Jahrzehnten hatten sich doch bestimmte regional und sozial geprägte Formen für dieses Fest herausgebildet. Wer heute einen Kindergeburtstag arrangiert, hat jedoch kaum Chancen, sich an diese traditionellen Vorgaben zu halten – er oder sie kann sich im allgemeinen nicht dem Aufschaukelungsprozess entziehen, der durch die Konkurrenz vorausgegangener Geburtstage von Freunden und Klassenkameraden entsteht (noch schöner, noch mehr, noch toller ...), und er oder sie steht in einem Kreuzfeuer verschiedenartiger Informationen und Empfehlungen, die teils von Bekannten, teils aus den Kindergärten und Schulen kommen, die aber auch in Zeitschriften, im Hörfunk und im Fernsehen verbreitet werden.

Die «Pluralisierung der Lebenswelten», die Berger/Berger/Kellner als wichtiges Merkmal der Modernität herausstellen<sup>1</sup>, äussert sich nicht nur in einer Vielzahl und Vielfalt von Subkulturen, sondern sie reicht bis in die psychische Verfasstheit der einzelnen Person hinein, die oft zwischen verschiedenen Möglichkeiten wählen muss, ohne die klare Vorgabe einer unbestrittenen Tradition. In einer geläufigen Metapher ausgedrückt: Wir alle spielen viele Spiele, und unser soziales und kulturelles Verhalten erfordert häufig die Abstimmung verschiedener Spielregeln aufeinander.

Es liegt auf der Hand, dass diese Gelegenheit auch zu neuen Forschungsfragen führt und dass sie neue Forschungsstrategien und Methoden notwendig macht. Tatsächlich hat sich ein neuer Typus ethnologischer Untersuchungen herausgebildet, in denen nicht mehr die einigermaßen klar konturierte, konsistente Kultur einer grösseren Gruppe von Menschen, eines Dorfs oder dergleichen analysiert wird, die vielmehr den neuen Verhältnissen Rechnung tragen und entweder die ständig wechselnden und dennoch nicht zufälligen Konstellationen in einem bestimmten Raum (einem Platz, einer Strasse, einem Park etc.) nachzeichnen oder aber versuchen, Formen der «thick description» auf Kleingruppen oder gar einzelne in ihren wechselnden Orientierungen anzuwenden. Das Ergebnis ist in der Regel die Aufdeckung von – freilich sehr komplexen – Strukturen; man könnte auch sagen: der Nachweis von relativ kurzfristigen und natürlich auch jungen Traditionen.

Erst vor diesem Hintergrund multipler Kleintraditionen lässt sich die Bedeutung und Funktion der «traditionellen Traditionen» in der modernisierten Gesellschaft genauer bestimmen. Auf der einen Seite sind sie ständigen Erosionen ausgesetzt, bilden oft nur noch den dehnbaren Rahmen für die Entfaltung relativ beliebiger Aktivitäten und Formen; – so gibt es beispielsweise an Weihnachten und ähnlichen Festen zwar einzelne traditionelle Grundformen und «Eckdaten», aber zwischen ihnen entwickeln sich kommerzielle Moden (die Verzierung des Adventsgestecks in einer bestimmten Farbe der Saison beispielsweise) ebenso wie kurzfristige individuelle oder familiäre Präferenzen, Traditionen geringer Reichweite und oft auch geringer Festigkeit. Auf der anderen Seite kann der «traditionellen Tradition» – um diesen Begriff noch einmal zu gebrauchen – gerade dadurch erhöhte Bedeutung zuwachsen, dass sie in einem bewegten Meer von Neuerungen und Verschiedenartigkeiten eine Insel des fundierten Alten, des Beständigen und der Einheitlichkeit darzustellen scheint. Dies ist vermutlich der Legitimationshintergrund dafür, dass die Träger und Gestalter solcher traditioneller Traditionen oft mit einem beachtlichen Pathos und Sendungsbewusstsein auftreten.

In meiner Heimat liesse sich dies beispielsweise gut belegen am Auftreten und an den Ansprüchen der traditionellen Narrenzünfte an Fastnacht: Natürlich gibt es auch bei ihnen immer wieder Neuerungen und Verschiebungen im Inventar der Bräuche, aber mit dem Etikett der Tradition wird der Charakter der Neuerung zugedeckt. Die Wahrung der Tradition aber gilt nicht nur als interne Angelegenheit der Zunft, also des Narrenvereins, sondern als Aufgabe, die stellvertretend für den ganzen Ort und die ganze Gesellschaft erfüllt wird. Damit werden diejenigen, die nicht mit dem Brauch sympathisieren, ausgegrenzt; die Zahl der Sympathisanten aber ist in der Regel relativ gross, weil mit dem Brauch die Vorstellung einer einheitlichen, für alle gültigen Tradition verbunden ist.

Der Bedarf an solchen Identifikationsmöglichkeiten führt auch dazu, dass alte Traditionen neu geschaffen werden. Der bewegten, durch die Modernisierung bestimmten Vielfalt wird etwas entgegengestellt, das angeblich altüberliefert ist, das aber in Wirklichkeit aus dem allgemeinen Traditionsfundus stammt, der durch Realisierungen in der engeren und weiteren Nachbarschaft, aber auch aus Büchern und wissenschaftlichen Schriften bekannt ist. Innovation und Tradition fallen in solchen Neuschöpfungen in sehr spezifischer Weise zusammen.

Der Traditionscharakter wird dabei oft dadurch betont, dass die Nutzung moderner Elemente – auch die Verwendung moderner Materialien – vermieden wird. Ich beziehe mich noch einmal auf das Beispiel

der Fastnacht: Die in grosser Zahl neu entstandenen Maskenvereinigungen legen grössten Wert darauf, dass ihre Larven aus Holz geschnitzt werden, und sie verwenden für die Kostüme teures und in einem mühsamen Prozess der Handarbeit bearbeitetes Leinen. Dank dieser Orientierung an älteren Typen erscheinen selbst neu entworfene und neu geschaffene Maskierungen als «historisch», als traditionell.

Mit solchen Festlegungen wird dem direkten Einfluss von Modernisierungstendenzen auf die Inhalte und Formen der Tradition entgegengesteuert. Wie stark die Traditionen den Prägekräften der Modernisierung unterworfen waren, wurde von der Volkskunde lange Zeit heruntergespielt – nach dem Prinzip, dass nicht sein kann, was nicht sein darf. Folklore beispielsweise wurde (und wird vielfach immer noch) als nur-mündliche Überlieferung definiert. Dabei ist der massive Einfluss von Geschriebenem und Gedrucktem und neuerdings auch derjenige der elektronischen Medien unverkennbar. Selbst die vermeintlich rein lokalen Überlieferungen gehen nicht selten auf Schreiber zurück – für die Welt der Sagen wurde neuerdings (vor allem in den Schweizer Forschungen Rudolf Schendas<sup>2</sup>) nachgewiesen, dass weitaus der grösste Teil der Sammlungen nicht aus dem Volksmund, sondern aus schriftlichen Quellen geschöpft und vor allem aus anderen Sammlungen kopiert ist.

Die Tendenzen der Modernisierung liessen die Volkskultur als selbständiges Gebilde erst deutlich hervortreten: Volkskultur war der Bereich, dem man unterstellte, dass er vor-modern geblieben, dass er von der Modernisierung unbeeinflusst war. In Wirklichkeit handelte es sich aber eben nicht um einen völlig abgetrennten Kommunikationsbereich; auch die Volkskultur unterlag bis zu einem gewissen Grad den Prägekräften der Modernisierung. Die Einwirkung der Massenmedien auf die Traditionsbestände – und auch Bücher sind Massenmedien! – war schon früher erheblich. Inzwischen ist der Einwirkungsprozess in immer raschere Bewegung geraten, so dass auch die Elemente der Volkskultur immer häufiger Bestandteile der Kulturindustrie werden – und sie sind dort gerade deshalb so erfolgreich, weil sie angeblich von einer ganz anderen, durch die Vermarktung nicht beschädigten Wesensart sind.

Allerdings hat es den Anschein, dass diese Ideologie des Unbeschädigten, der reinen Tradition inmitten einer nach ökonomischen Gesichtspunkten organisierten Kommerzkultur eine immer kleinere Rolle spielt. Dies steht im Zusammenhang mit einer allgemeineren Entwicklung, für die mit dem Begriff der Postmoderne ein generalisierendes Etikett geschaffen wurde. Die Behandlung des Problems der Modernisie-



rung ist in der Volkskunde noch relativ neu – noch immer ist es keineswegs allgemein üblich, die Volkskultur im Spannungsfeld der modernen technischen und gesellschaftlichen Entwicklung zu lokalisieren. Und doch könnte es sein, dass die Volkskunde mit dieser Fragestellung wieder einmal auf einen Zug aufspringt, der eben zum Halten gekommen ist. «Beyond modernism» heisst es in der Überschrift eines Aufsatzes von Daniel Bell, einem Theoretiker der Postmoderne – und es erscheint mir unvermeidlich, diesen Begriff der Postmoderne in die Überlegungen zu Tradition und Modernisierung einzubeziehen.

Der Prozess der Modernisierung war dadurch charakterisiert, dass immer grössere Bereiche des Lebens und immer mehr Kulturen der Rationalisierung, einer entmystifizierten, berechenbaren Lebensführung unterworfen wurden. Mit Recht hat man darauf hingewiesen, dass der Begriff der Modernisierung, Begriffe wie Kolonisierung, Europäisierung, Amerikanisierung und Verwestlichung abgelöst hat. Diese Ablösung sollte demonstrieren, dass der Prozess sich nicht mehr im Zeichen eines imperialistisch abgesicherten Gefälles vollziehe, sondern gewissermassen in der Logik aller modernen Gesellschaften angelegt sei. Aber die Modernisierung blieb für viele Kulturen, auch für die europäischen Volkskulturen, ein Prozess der Überlagerung und der Fremdbestimmung. Die Volkskunde postulierte zwar immer wieder das Eigenrecht vormoderner Kulturen, bereitete diese aber gleichzeitig zu für die moderne Nutzung. Was von den Mechanismen der Rationalisierung scheinbar unberührt blieb, war ja doch einkalkuliert – beispielsweise als touristischer Gegenpol und Rückzugsort für eine den Gesetzen der Moderne folgende Gesellschaft.

Wenn von der Postmoderne die Rede ist und darunter mehr als nur eine ästhetisch-architektonische Mode verstanden wird, dann ist die Ablösung dieses einseitigen Prozesses gemeint. Die Geltung des Rationalitätsprinzips und damit der «westlichen» Lebensführung wird relativiert, der alleinige Anspruch auf rationale Durchdringung und Organisation des Kosmos zurückgewiesen. Im Zeichen der Postmoderne wird betont, dass es viele Antworten auf die drängenden Fragen des Lebens gibt, viele Formen gesellschaftlichen Zusammenlebens und der Kultur. Es wird betont, dass diese Formen im Prinzip gleichberechtigt nebeneinander stehen und dass der Eigen-Sinn der Kulturen zu respektieren sei.

Dies könnte, theoretisch gesehen, zu einer Kohärenz und Konsistenz der Kulturen, auch der nationalen und ethnischen Volkskulturen in ihren jeweiligen Besonderheiten führen. Die von der UNESCO proklamierte «Weltdekade der kulturellen Entwicklung» verfolgt dieses Ziel.

Die in diesem Rahmen entwickelten Programme suchen das kulturelle Erbe (und Folklore ist in diese Definition eingeschlossen) in allen Weltteilen zu retten. Es ist wie in den Bemühungen unseres Faches während der letzten beiden Jahrhunderte zunächst eine Rettung in die Archive und Museen, aber mit dem Gedanken, auch die lebendige Textur der jeweiligen Kulturen zu stärken.

In Frage gestellt wird diese Zielsetzung einmal dadurch, dass eben doch die technisch-wirtschaftliche Durchdringung, gegen die sich kaum mehr ein Land abschirmen will und kann, tief in die traditionellen Strukturen eingreift und zwangsläufig auch die kulturellen Muster und Werte verändert. Zum anderen aber auch dadurch, dass die Eigenheiten der Kulturen inzwischen in einen wirbelnden Austauschprozess geraten sind, der für die Postmoderne charakteristischer zu sein scheint als die Respektierung in sich abgeschlossener Kulturen. Der Ausblick auf die ganze Vielfalt kultureller Möglichkeiten hat die Kulturen bis zu einem gewissen Grad gleich-gültig gemacht, verfügbar in ihren äusseren Formen, verfügbar aber selbst in psychischen Techniken und geistigen Haltungen, die beispielsweise in Formen des New Age eine riesige Ost-West-Wanderung angetreten haben.

Im Vorwort zu einem Sammelband über die Postmoderne heisst es: «Unsere Kultur gleicht einem Karussell, das sich immer schneller dreht und jeden Moment in Stücke zu fliegen droht. Passagiere und Passanten gleichermaßen werden von einem Schwindelgefühl erfasst. Der Boden sicherer Gewissheiten beginnt zu schwanken, Haltsuchende – vom verführerisch bunten Wirbel gelähmt – versinken in der Bodenlosigkeit der Ereignisse.»<sup>3</sup> Für manche bieten in diesem Verwirrspiel Elemente der Tradition einen Halt, für andere sind sie Teile des Schwindels – wobei dieses Wort durchaus doppelsinnig genommen werden darf: als irritierende Verwirrung, aber auch als Fälschung und Betrug. Wenn «alles geht», wenn Verhaltensstile und Sinnangebote ganz verschiedenartiger Provenienz gleichberechtigt nebeneinander stehen, dann erscheint Berufung auf Tradition nur noch als belanglose Parole derjenigen, die den Zug der Zeit verpasst haben.

Die Trommler der Postmoderne überschätzen aber wohl die Beliebbarkeit kulturellen Verhaltens. Ihr Enthusiasmus für aufkündbare Identität, für das Spiel mit Möglichkeiten, für die Buntheit verfügbarer Erscheinungsweisen ist eine Attitüde, die sich ganz offensichtlich selbst in den «fortgeschrittensten» Gesellschaften die meisten Menschen nicht leisten können oder wollen. Die Postmodernen sind, auf die einleitend skizzierte Szene bezogen, gewissermassen die Flugreisenden; aber die Mehrzahl der Leute bleibt nach wie vor am Boden.

Aber auch ihr Leben und ihr Lebensstil haben sich verändert. Organisch gefügte, historisch begründete und lokal oder regional verankerte Identitäten stehen nicht mehr ohne weiteres bereit. Es gibt Identitätsspiele – die Mode und das Design haben zum Teil die Funktion übernommen, den Menschen das Gefühl der Übereinstimmung mit sich selbst und der Mitwelt zu vermitteln. Es gibt das aufgeregte Bekenntnis zu kleinen Subkulturen, die sich oft gerade fremde Traditionen als auszeichnendes, unterscheidendes Merkmal zu eigen machen. Es gibt aber auch das ruhige, freilich manchmal auch mühsame Bestreben, moderne Welt und Tradition im eigenen Bereich zu versöhnen, die traditionsspezifische Prägung der Moderne ebenso zu erkennen wie die Strukturveränderung der Tradition durch die Modernisierung.

Als Volkskundler denkt man in schwachen Stunden vielleicht manchmal neidvoll an die Vorgängerinnen und Vorgänger, die sich ohne Skrupel die Aufgabe gesetzt hatten, Traditionsgut zu sammeln und zu retten, und die davon überzeugt waren, dass sie auf diese Weise einen wichtigen Beitrag auch für die Zukunft leisten. Diese Selbstsicherheit (die freilich schon zu ihrer Zeit nur mit Ausblendungen oder bewusster Naivität durchzuhalten war) ist uns weithin abhanden gekommen; das Feld, in dem wir uns bewegen, ist verwirrender und komplexer geworden. Aber die Herausforderung, sich in diesem Feld zu orientieren, ist mindestens ebenso animierend wie die frühere Aufgabe.

### *Anmerkungen*

<sup>1</sup> Peter L. Berger, Brigitte Berger, Hansfried Kellner: Das Unbehagen in der Modernität. Frankfurt a.M./New York 1975.

<sup>2</sup> Rudolf Schenda unter Mitarbeit von Hans ten Doornkaat (Hg.): Sagen erzähler und Sagensammler der Schweiz. Bern und Stuttgart 1988.

<sup>3</sup> Vorwort zu Peter Kemper (Hg.): «Postmoderne» oder Der Kampf um die Zukunft. Die Kontroverse in Wissenschaft, Kunst und Gesellschaft. Frankfurt a.M. 1988, S. 7.